

Sonntagsblatt

Nr. 27.

1902.

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Heimathluft.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

Sie entschuldigen, mein Herr, sitzen Sie vielleicht lieber rückwärts? Darf ich Ihnen vielleicht meinen Platz anbieten?"

"Danke. Nein. Ich sitze sehr gut hier."

"So so! Ich meinte nur so. Erlauben Sie, daß ich mir eine Cigarre anzünde?"

"Aber bitte, dies ist ja kein Nichtraucherabtheil."

"Das ist wahr. Na, dann werde ich also —. Wollen Sie nicht auch probiren? Sehr gutes Kraut! Aus Hamburg importirt! — Ich war nämlich eben in Hamburg."

"Besten Dank. Ich rauche sehr selten."

"Na, dies ist aber 'n feines Cigarrchen, auf Wort! Kennen Sie Hamburg? Forsche Stadt — was? Kann sich so bald nichts mit vergleichen. Dagewesen?"

"Ja!"

"Sie müssen doch zugeben — fein! Ja — ja — ja — was ich noch sagen wollte: fahren Sie weit?"

"Noch sechs Stunden!"

"Sechs Stunden? Ich auch so lange! Wie sich das trifft! Auch nach W. hinunter?"

"Ja!"

"Sind wir also Leidensgefährten! Obgleich von Leiden eigentlich nichts zu reden ist, hier in der ersten Klasse. Ich fahr' sonst nicht erster Klasse — immer in der zweiten — die ist auch ganz gut. Und Zeiten hat's gegeben, wie ich noch jung war, wo ich froh gewesen bin, wenn ich hab' können in die dritte Klasse einsteigen. Ja, ja, ja! Können mir glauben! Ich schäm' mich nicht, drüber zu sprechen. Warum sollt' ich mich auch schämen? Seine Eltern beerben und sich auf'n großen Sack voll Geld setzen und dann den Vornehmen spielen und alles erster Güte haben . . . i, da kann jeder kommen! Aber sich selbst was verdienen und ordentlich schänzen, so von der Pike auf — und dann hinter sich sehen und sagen können: Ist alles Deins! Hast Du Dir alles selber erworben! Das klingt anders — können Sie mir auf Wort glauben!"

"Gewiß!"

Es war die knappste Form der Zustimmung, die knappste Form der Höflichkeit; ein halb unterdrückter Seufzer folgte dem einzigen Wort. Da hatte der Zufall wieder mal zwei auffällige Gegensätze zusammengewürfelt: einen Reisenden, der schweigen, und einen, der reden wollte. Und rettungslos waren sie aneinander geschmiebet. Der Sitzzug raste mit ihnen in die warme, dunstige Sommernacht hinaus, und außer ihnen beiden war keine Menschenseele im Wagenabtheil erster Klasse.

Hätte Georg Unger gewußt, was ihm bevorstand, er würde vorgegeben haben, kein Deutsch zu verstehen. Damit war's aber zu spät. Wie, wenn er sich schlafend stellte, obwohl er nicht eine Spur müde war?

Er lehnte den Kopf hintenüber und schloß die Augen.

"Ach, Sie werden doch nicht schlafen wollen? Nein, hören Sie, dazu würd' ich Ihnen nicht raten! Dauert nicht lang,

und der Schaffner kommt und löscht die Lampen aus, und es wird hell draußen. Und wenn es erst hell ist — na, dann schläft man doch nicht mehr — dann setzt man sich ans Fenster und guckt raus. Ganz nette Gegend hier, müssen Sie wissen. Gott, na nein, die Schweiz ist es ja nun natürlich nicht — aber schönen Wald kriegen wir zu sehen und auch ganz hübsche Höhenzüge und Seen — na, für die Seen ist's ja hier herum ganz berühmt!"

Keine Rettung! Der dicke, grauhaarige Herr mit dem rothen Gesicht — er sah nach einem Weinreisenden aus — war nicht still zu bekommen. Höchstens hätte Georg Unger sacktrob werden müssen, und das wollte er nicht.

Thatsache war: Georg Unger gefiel dem dicken, rothen Herrn, seine äußere Erscheinung imponirte ihm, und er beschloß, ohne weiteres mit ihm anzuknüpfen. War jener schweigsam und zurückhaltend . . . er war desto rebeller.

Dabei hatte der dicke Herr ein so gutmüthiges, breites Gesicht und solche kleine freundlich zwinkernde Neugelchen, daß schon ein ganz bedeutender Grad von übler Laune dazu gehörte, dies harmlos zufriedene Geschöpf Gottes hart anzulassen. Zudem



Treue Freunde. Nach dem Gemälde von Aug. Seyn. (S. 3.)

Photographie im Verlage der Photogr. Union in München.

sprach er Georg Ungers Heimathsdialekt — den hatte er unendlich lange nicht gehört, und wenn ihm tausend Menschen bewiesen hätten, daß dieser ostpreussische Dialekt unschön sei . . . er würde ihnen zugestanden haben: Ja, ja, Sie haben ganz recht — aber — eben — schön ist er doch!

Nicht für das Ohr schön. — Das war wirklich unmöglich! Schön fürs Herz! Und in Georg Unger war dieser bis dahin höchst verständig funktionirende Muskel plötzlich aufgewacht und machte ganz sonderbare Sprünge, und es zitterte beständig durch ihn hin eine Empfindung, die halb Nührung war und halb Mitleid, und halb Beschämung und halb Sehnsucht, und halb Neugierde . . . ach, nun war es schon viel mehr als ein Ganzes, was da zusammenkam! — Gern hätte er in sich hineingelächelt und versucht, aus all den verworrenen Anklängen eine bestimmte Melodie zu bilden — aber da bilde sich mal Jemand eine Melodie, wenn solch ein kompaktes, rothes Individuum einem gegenüber sitzt und schwätzt, als ob es dafür bezahlt würde!

„Sehen Sie,“ begann der Dicke jetzt von neuem — er schnaute vornehmlich beim Athemholen und schneuzte sich mit dem Geräusch einer Trompete — „mein Gewerbe führt mich allerwärts hin. Ich bin Weinhändler,“ — also richtig! dachte Georg Unger — „hab’ von ganz klein angefangen, aber jetzt hat die Geschichte schon so’n ganz ansehnlichen Schwung gekriegt, und mein Umsatz ist nicht schlecht. Kommt nämlich alles aufs Renommee an, das einer als Kaufmann hat. Taugt das nichts! — na, adieu Partie, denn ist die ganze Geschichte Effig! Was ich sagen wollte — — wenn einer da so in der Welt herumkarriert, denn muß man sagen: ’s giebt allerlei Schönes auswärtig zu holen, so wie man’s zu Hause nie und nimmermehr hat. Ree — und dennoch: ’s ist nun ’mal zu Haus, und jedesmal, wenn ich in meine Gegend zurückkomm’ . . . hast Du nicht geseh’n — ist wieder die alte Geschichte: ich freu’ mich, und ich kann mir nicht helfen!“

Georg Unger nickte nur zu diesen Worten, aber in sein bis dahin kühl gelassenes dreinblickendes Gesicht, das dem Weinhändler so „vornehm“ erschien und darum ihm, dem Mann aus dem Volke, so imponirte — in dies Gesicht kam ein solcher Ausdruck von Wärme und freudiger Zustimmung, daß der Dicke bei sich dachte: „Setz endlich hab’ ich die richtige Saite angeschlagen! Mit dem Heimathsgefühl, da hab’ ich diesen feinen Kunden beim Wickel!“

„Sie sind ja nun kein Deutscher!“ fuhr er behaglich fort, nachdem er geräuschvoll an seiner Cigarre gesogen hatte. „So was hat man ja bald raus. Engländer oder Amerikaner, nicht wahr? Das letztere. Na, seh’n Sie wohl! Aber deswegen können Sie mich immer ganz gut verstehen. Warum soll ’n Amerikaner nicht auch sein Vaterland lieben können, frag’ ich!“

„Eben!“ bestätigte Georg lächelnd.

„Die Leute thun immer so, als hätten wir Deutschen die Heimathsliebe extra gepachtet. Unsinn, sag’ ich! Das liegt im Menschen, und damit Punktum! Ich für meine Person — Gott, ich könnt’ ja auch in Hamburg leben oder in Frankfurt am Main — schöne Stadt, Frankfurt am Main — oder meinetwegen in Berlin, obgleich Berlin — na, ich weiß nicht — Berlin, das ist mir beinahe zu großstädtisch, da verkrümelt sich der Mensch, er weiß nicht wie! Aber nein, ich bin nicht mal in W. geboren — auf so ’nem Dorf, wissen Sie, zehn, zwölf Meilen davon — aber ich bin da zu Geld und Ansehen gekommen und hab’ da geheirathet und alles — na, der Mensch muß schließlich nicht undankbar sein! Wenn ich da nun sitzen bleib’ als wohlhabender Bürgersmann und zahl’ redlich meine Steuern und reb’ in der Stadtverordnetenversammlung und geb’ meinen Antheil zu wohlthätigen Zwecken, helf’ da Waisenhäuser einzurichten und Hospitäler zu bauen, und die Leute kommen nachher und bedanken sich bei mir — na, seh’n Sie ’mal, es liegt so was drin! Man wird ja der Narr nicht sein und sich was drauf einbilden, wenn man hilft und giebt — aber, weiß der Himmel, man greift doch ’n bißchen tiefer in die Tasche, wenn es heißt: es ist für unsere Stadt, für die Stadt, in der man lebt, die einen sozusagen zum Mann gemacht hat!“

„Natürlich!“ stimmte Georg bei. Dann, nach einer kleinen Pause, fragte er in unbefangenerm Tone: „Ist denn Ihr W. eine hübsche Stadt?“

„Gott — hübsch — hübsch?“ Etwas verlegen zog der Weinhändler die Achseln hoch. „Für mich schon — ob für den Fremden? Weiß ich nicht recht, glaub’ ich auch nicht recht! ’s hat ’ne nette, idyllische Umgebung — viel Wasser und Wald, wissen Sie — und ’n schönes, altes Schloß, wir nennen es Ruine, aber es ’sind noch respectable Reste von dem alten Bau da, liegt sehr malerisch, das Ganze, und ist ’n Restaurant dabei. Des Abends da Krebse, in Rummel abgekocht, zu essen, oder geschmorte Pilze, und dann kommt so sachtchen der Vollmond herauf und steht überm’ See — das ist Ihnen nicht bitter! W. hat ’n gutes Gymnasium, ist auch Garnison, Manen, und die Stadt hat sich in den letzten — na, wollen mal sagen achtzehn bis zwanzig Jahren gewaltig aufgenommen. Wer seitdem nicht darin war, der würd’ es kaum wieder erkennen.“

„Wirklich?“

Die Stimme des „Amerikaners“ klang ein wenig bedeckt.

„Können mir auf Wort glauben. Was ist nicht alles gebaut worden in der Zeit! Von den öffentlichen Gebäuden gar nicht zu reden . . . los die Privatleute! Keiner will hinter dem Andern zurückstehen — der Eine baut sich ’n Schweizerhaus und der Andere ’ne feine Villa in dem Stil und in dem. Ich hab’ auch so’n Ding — hat schwer Geld gekostet, ist Barock, sagt mein Baumeister. Sehr hübsch anzusehen, aber nicht viel darin unterzubringen, ist mir nicht geräumig genug.“

„Gehört auch ein Garten dazu?“

„Will ich meinen! Meine Frau sagt, der ist eigentlich die Hauptsache. Wenn ich kann, nehmt’ ich mir nächstens den Nachbargarten noch dazu; da ist nämlich der Besitzer davon gestorben, so’n richtiges Original.“

„In der That? Das müssen Sie mir erzählen! Ich habe immer gehört, die deutschen Originale stürben aus!“

„Thun sie auch, obgleich andere Nationen ja meines Wissens auch kein Monopol auf Originale haben! Ja, aber der alte Kordeleit!“ Der Weinhändler setzte sich behaglich und breit zurecht und brannte sich eine frische Cigarre an.

„Den hat ganz W. gekannt, und die Leute waren ordentlich stolz auf ihn. Nicht, daß er lebenswürdig war! Ein factisdegrober Kerl und niederträchtig launenhaft — in manchem Punkt so knauerig, daß es schon schmutzig zu nennen war — und auf der andern Seite ganz unvermuthet plötzlich wieder von einer solchen Großmuth, daß es an Verschwendung grenzte. Seine Hinterlassenschaft soll denn auch gar nicht so groß sein — er war zu eigensinnig, ließ sich nichts rathen mit Papieren und Hypotheken und so was. Se mehr einer ihm zuredete, umso widerborstiger wurd’ er, setzte seinen Dickkopf auf und litt lieber allen Schaden, als daß er zugab: Du hast recht gehabt, und ich bin im Unrecht. Mit seinem Testament thun sie sich schrecklich geheimnißvoll — Gott, mir kann es egal sein, mich könnt’ ebenso gut der türkische Sultan zum Erben einsetzen wie der alte Kordeleit — aber die Juniusiens werden sich nicht schlecht grämen!“

„Sollen die die Erben sein?“

„Sollen? Ich weiß nicht! Sie waren so’n bißchen verwandt mit dem Alten — durch den Schöff Erben gejagt, wie’s bei uns heißt. Der Junius war Kaufmann, ist dann runtergekommen, eigentlich ohne seine Schuld, er hat Pech gehabt, war auch nicht besonders sündig — da hat er sich denn beim alten Kordeleit nützlich gemacht, soweit dessen Eigensinn das zuließ. Junius hat Reizen für ihn gemacht, ihn An- und Verkäufe vermittelt, kurz, er ging bei ihm aus und ein. Um die Familie hat sich der Alte wenig bekümmert — es sind fünf, nein, sechs Kinder da, und alle noch zu erziehen. Frau Junius ist viel krank, und ihr Mann kann nichts Rechtes mehr verdienen; bei den kleinen Agentengeschäften kommt nichts raus, und zu den großen gehört Kapital und ’n flottes Renommee — das hat der arme Teufel nicht! Nun mag er sich in aller Stille wohl Rechnung auf einen Antheil am Geld des alten Kordeleit gemacht haben — verdank’ es ihm, wer kann! Leibeserben sind keine — der Alte war Junggeselle — nahe Verwandte existiren auch nicht. Aber

da muß kurz vor dem Tode des Alten zwischen den beiden was passiert sein — sie haben in Kordeleits Arbeitszimmer fürchterlich laut miteinander gesprochen, dann ist der Junius mit 'nem suchsfeuerrothen Gesicht herausgestürzt und hat mit den Thiren geknallt, daß das Haus zitterte. — Und jetzt sagen ja die Leute, er und seine Familie kriegen keinen Heller von der ganzen Bescherung. Gott, und die Juniusens könnten das brauchen! Vier Zungen im Haus und zwei Mädels, die kranke Frau — und das nagt nun alles zusammen am Hungertuch!"

„Wer ist denn nun Erbe?“

„Ja, wenn ich das wüßte! Die sagen, die Stadt kriegt alles, und die sagen, 's geht alles nach Berlin zu irgend 'ner gemeinnützigen Stiftung — und welche wieder munkeln was von 'nem Verwandten, auf den sich der Alte mit einem Male besonnen hat. In die Stadt und die Stiftungen glaub' ich nicht recht — der alte Kordeleit hat sich oft so giftig und ecklig über dergleichen ausgesprochen, daß er schon den Verstand nicht mehr beisammen gehabt haben müß, um so was zu thun. Na, warten wir's ab. Um die Juniusens thut's mir aber leid, sie haben so nette Kinder. Ja, ja, ja, wie das so auf der lieben Gotteswelt zugeht!"

Nach dieser philosophischen Schlussbemerkung stockte das Gespräch für eine Weile ganz. Der Weinhändler feußte ein paar mal, schüttelte den Kopf, feußte von neuem und nickte dann ein. Die glimmende Cigarre fiel ihm vom Mund weg in die Wagenpolster. Georg Unger hob sie hastig auf und zerstampfte sie im Nischenbecher.

Auch der Eintritt des Schaffners, der die Lampe zu löschen kam, weckte den behaglichen Herrn nicht aus seinem Schlummer. Die Reisemütze bis auf den Hinterkopf zurückgeschoben, den Mund halb offen, ließ seine Physiognomie gerade nicht den Ausdruck hoher Intelligenz erkennen. Nachdem es ihm ein paar mal in der Kehle gegurgelt und gebodelt hatte, als sei er am Ersticken, setzte ein regelmässiges Schnarchen ein, das an kunstgerechtes Holzzerfägen erinnerte.

Georg Unger schob sachte den Vorhang vom Fenster zurück und blickte in die rasch lichter werdende Landschaft hinaus. Es war Morgendämmerung.

Um die Höhenzüge, von denen der Weinhändler gesprochen, wanden sich noch dicke Nebel wie weiße, wallende Dächer, sie krochen gleichsam an den grünen Bergen hin. So rasch der Zug fuhr, man sah doch, wie der erwachende, frische Morgen den Bäumen über die Häupter strich, bis sie erschauerten und sich wie schlafestrunkene schüttelten. Jetzt eine

weite Wiese, auf der es wie ein zartes, graues Perlennetz ausgespannt lag; über Nacht war starker Thau gefallen. Am Waldestrand schwankte lauges dünnes Gras wie grünes Haar. Dicht, dicht brauste der Bahzug an einem großen Roggenfeld vorüber; daraus stieg es auf mit einem hellen, zarten Zwitscherlaut und hob sich auf bebenden Flügeln empor, leicht und schön, wie von der Luft rückwärts getragen — die erste erwachende Lerche.

Es sproßte etwas auf im stillen Herzen des Zuschauers, blühte gleichsam darin empor wie rasch sich entfaltende Blumen. Schwach und süß war ihr Duft; aus fernen Tagen kam er herüber — aus Tagen der Kindheit.

Auf seinen Vater entfiel er sich nur unendlich — ein großer, hagerer Mann war es gewesen, der viel hustete und seine Kinder nur wenig um sich dulden konnte. Georgs älterer Bruder, Eduard, sah dem Vater auffallend ähnlich — lang und schmal in die Höhe geschossen, mit gewölbtem Rücken und vornüberhängenden Schultern. Eduard war sehr fleißig in der Schule, ein sogenannter „Musterknabe“, von früh bis spät in den Büchern zu finden und bei dem jüngeren Bruder nicht sonderlich beliebt, da er ihm immer als Beispiel vorgehalten wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Unser täglich Brot gib uns heute.

Nach dem Gemälde von Prof. A. Siegert.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Der Schöpfer unseres Bildes, Prof. A. Siegert, wurde 1820 in Neuwied geboren. Er bildete sich seit 1835 auf der Düsseldorfer Akademie bei Hildebrandt und Schadow und bereiste 1846—1848 Holland, Belgien, Frankreich und Italien. Nach längerem Aufenthalt in München und Neuwied, wo er hauptsächlich Porträte malte, ließ er sich 1851 in Düsseldorf nieder. Anfangs malte er Geschäftsbilder, später aber wandte er sich der Genremalerei zu. Seine Werke zeichnen sich durch sinnigen Inhalt, wahre Empfindung und liebevolle Durchführung aus. Diese Eigenschaften zeigt in hervorragendem Maße auch unser Bild „Unser tägliches Brot gib uns heute“.

Dreie Freunde.

(Zu dem Bilde S. 1.)

„Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes,“ heißt es in der Schrift. Nach diesem Satze sind die beiden Sproßlinge des Hofbauern ankerit gerechte Menschen, denn sie erbarmen sich nicht nur der beiden Langohren — nein, sie hätscheln sie geradezu. Das zarteste Kraut, die saftigsten Stengel bringen sie ihren beiden Schutzbesohlenen zur Nahrung, und insolge dessen hat sich zwischen den Bieren eine Freundschaft herausgebildet, die ihresgleichen sucht. Dreie Freunde, ja, das sind sie und werden es bleiben, bis mal der eine Theil sein Leben lassen muß, um — die bauerliche Kirmestafel um ein schmackhaftes Gericht zu bereichern.

Buntes Allerlei.

Das Jahr 1811 ist das einzige, in dem Napoleon als Kaiser seinen Feldzug persönlich leitete, und in dem er mit seiner Gattin Marie Luise Frankreich bereifte. So kam er auch in die Gegend von Bifsch. Da tönte es plötzlich: „vive l'empereur!“ Es waren junge Kehlen, die von ihrem Lehrer geführt wurden. Napoleon fuhr aus dem Wagenschlage mit dem Kopfe und fragte, was es gebe. Ihm wurde darüber bald reiner Wein; denn der Lehrer trat heran und stotterte seine Anrede her. „Mein Freund gebt mir die Anrede her und nun: vorwärts!“ Der Lehrer griff in die Tasche und reichte dem abfahrenden Monarchen ein Schriftstück. Marie Luise eröffnete dasselbe und warf einen Blick hinein, dem ein heiteres Lachen folgte. „Was hast Du?“ fragte Napoleon. „Der arme Teufel hat sich vergreifen und hat ein Original gegeben,“ entgegnete die Kaiserin. „Es ist das Blatt, auf dem der Fleischer Schneider zu Bifsch dem Lehrer den guten Rath giebt, die Gelegenheit zu benutzen und dem Kaiser anzureden. Er müßte sich täuschen, wenn der Schritt ihm nicht wenigstens 35 Franken 50 Centimes einbrächte.“ Der Kaiser lächelte. In dem Moment fuhr man in Bifsch ein, und die üblichen Ehrenbezeugungen fanden statt, bei denen sich ein ziemlich forpulentler Herr eifrig betheiligte. Der Kaiser erkundigte sich nach dessen Namen und erfuhr, daß es der Fleischer Schneider sei. „Kommt morgen früh; ich habe mit Euch zu reden,“ sagte er zu dem Beschäftigten. Am folgenden Morgen war der Fleischer sehr zeitig auf und ließ sich um sieben Uhr bei Napoleons melden. Der Kaiser empfing ihn liebenswürdig, führte ihn dann zu einem Tisch, auf dem 35 Franken 50 Centimes aufgezählt lagen: „Das sendet Euch der Lehrer von Maron. Schickt ihm die quittirte Rechnung, liefert ihm auch monatlich für 25 Franken Waare, die Ihr meiner Kabinetstafel zur Last legen könnt.“ — „Wie wird der wackere Lehrer sich freuen!“ rief der Fleischer. „Seine Stelle ist thatsächlich jämmerlich dotirt.“ — „In der That!“ meinte Napoleon. „Sagt aber nicht, daß ich des Lehrers Schulden bezahlt habe. Man möchte mir mit mehr kommen, was mir zu bezahlen nicht so leicht würde.“

Was wir lieben. Mit drei Jahren unsere Mütter, mit sechs Jahren unsere Väter, mit zehn Jahren die Ferien, mit sechszehn Jahren Kleider, mit zwanzig Jahren unsere Schätze, mit fünfundzwanzig unsere Frauen, mit vierzig Jahren unsere Kinder und mit sechszig Jahren uns selbst.

Durch die Klume. In Südtalien legt der Liebende am Abend Rosen vor die Thür oder vor das Fenster seiner Angebeteten; sind

die Rosen am folgenden Morgen fort, so bedeutet dies einen Korb, bleiben sie aber liegen, so ist Hoffnung auf Erholung vorhanden.

Die Art der Eierkonservirung geschieht auf sehr verschiedene Weise. Meist pflegt man im August die Eier für den Wintergebrauch zuzubereiten. Man muß diese auf Sprünge untersuchen und gründlich reinigen. Dann füllt man sie oder gießt Wasserglas darüber. Mehr läßt sich ein Bestreichen der Eier mit Butter oder einem Gemisch von Gelatine, Kollodium, Fett und Del empfehlen. Die so bestrichenen Eier packt man dann in Kistchen mit Torfmull, Holzasche oder Kleie und wendet diese täglich um.

Tezirbild.



Wo ist der Weichensteller?

Herstellung von Ledercreme. Ledercreme für gelbes und braunes Schuhwerk wird wie folgt hergestellt: 2 Th. gelbes Wachs, 1 Th. Stearin werden in 1 Th. Leinöl im Wasserbade geschmolzen und 6 Th. Terpentin zugelegt, sowie 1 Th. Goldoder eingerührt. Für sich schmilzt man 1 Th. harter Seife in 10 Th. Wasser, unter fortwährendem Umrühren mischt man beide Lösungen zu einer gleichförmigen Milch, der man nach und nach soviel Wasser zusetzt, bis die Gesamtmenge 30 Th. ausmacht. Man rührt so lange, bis die Mischung kalt geworden und fällt die nun fertige Creme in weithalsige Fläschchen.

Ueber den Einfluß des Radfahrens auf die Nieren und Verdauungsorgane schreibt Dr. Paul Richter in einem Artikel, daß nach dem Radfahren Eiweiß-Ausscheidung beobachtet worden sei. Das sei ein im Grunde genommen sehr schlechtes Zeichen, da es andeute, daß die Nieren ihre Pflicht, die Entfernung aller schlechten verbrauchten Stoffe, nicht erfüllen. Aber andererseits gehöre diese Eiweißausscheidung, da sie bei allen gesunden Leuten, die keine dauernden Ueberanstrengungen unternehmen, sehr bald verschwindet, zu den nicht krankhaften Erscheinungen. Natürlich sei das Radfahren allen denjenigen zu verbieten, die mit einem chronischen Nierenleiden befallen sind, was sich aus einer dauernden Eiweißausscheidung erkennen läßt. Magen und Darm zeigen keinerlei schädliche Einwirkungen, destomehr wohlthätige. Durch den starken Stoffwechsel, der durch das Radfahren angeregt werde, werde die Verdauung, d. h. Appetit und Stuhlgang, günstig beeinflusst, so daß bei vielen Leuten trotz der Mehrausgabe durch die Anstrengung dennoch eine Mehraufnahme von Körpermaterial zu bemerken war, d. h. eine Erhöhung des Körpergewichts. Dazu sei aber notwendig, daß die Haltung des Radfahrers die richtige ist, d. h. eine aufrechte, gerade.

Spiel: Liederräthen. Eine Person aus der Gesellschaft wird ersucht, das Zimmer auf einige Augenblicke zu verlassen; sie soll nachher ein Volkslied errathen, über das man sich verständigen will. Den Zurückbleibenden wird nun gesagt, sie möchten jede Bewegung und jedes Wort des Betreffenden nachahmen, bis er ausruft: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“ Er wird nun gerufen und das Spiel beginnt. Der Lacherfolg ist stets ein großer.

Räthselecke.

Arithmogryph.

1	2	3			
4	5	2	6	0	
7	6	8	9	10	11
9	2	12	9	8	9
7	1	2	10	8	7
9	3	7	8	8	
7	8	11			

Die Ziffern sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Note, 2. eine Wassergrenze, 3. den Begründer der Feuerversicherungsanstalten, 4. einen Verwalter, 5. eine Stadt in Bosien, 6. den Begründer der Balneologie, 7. eine Ruinenstadt in Kaukasien. — Die für die fettgedruckten Ziffern gelesenen Buchstaben nennen ein bekanntes schlesisches Dorf. C. B.

Räthsel.

Zwei Jünglinge gebar ein schönes Land, Sie waren sich in Geist und Sinn verwandt. Der Eine hat den Dolch ins Blut getaucht, Dem Andern hat das Schwert vom Blut geraucht.

Und was der Eine auf dem letzten Gang In der Begeisterung des Herzens sang, Das war dem Andern im Mißgeschick Ein Trost bis auf den letzten Augenblick.

Den Einen nennt die erste Silbe Dir, In den zwei letzten seh'n den Andern wir, Und in dem Grab, das jeden Kummer stillt, Sind Beide längst ins Ganze eingehüllt.

Anreihung.

ebek	ssc	is
eus	he	da
tde	lüt	hwe
rli	eheb	igen

Vorstehende Quadrate sind jeitlich so aneinanderzureihen, daß die Buchstaben, der Reihenfolge nach, ein Citat von Heine ergeben. C. B.

Erfahrungsaufgabe.

C . . no . ra . . ie

Die Blatte sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß ein bekanntes zwölfstelliges Wort entsteht. C. C.

Logogryph.

Mit K schließ ich gar vieles ein, Mit Sch muß ich hoch oben sein, Mit B sodann kam man mich fragen, Mit T in tausend Trümmer schlagen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Bilder-Räthsel:
Im Schmerz sind Alle gleich geboren, Freude scheidet Kluge und Thoren.

Geographischer Buchstaben-Räthsel:
sprung: Coblenz, Bodholt, Beckh, Gifhorn, Schlawe, Steiman, Göltsch, Malmedy, Jferlohn.

